

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Festgabe zum Jubiläum der vierzigjährigen Regierung  
seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs Friedrich von  
Baden**

**Friedrich <I., Baden, Großherzog>**

**Karlsruhe, 1892**

Die Abteikirche Schwarzach von Wilhelm Lübke

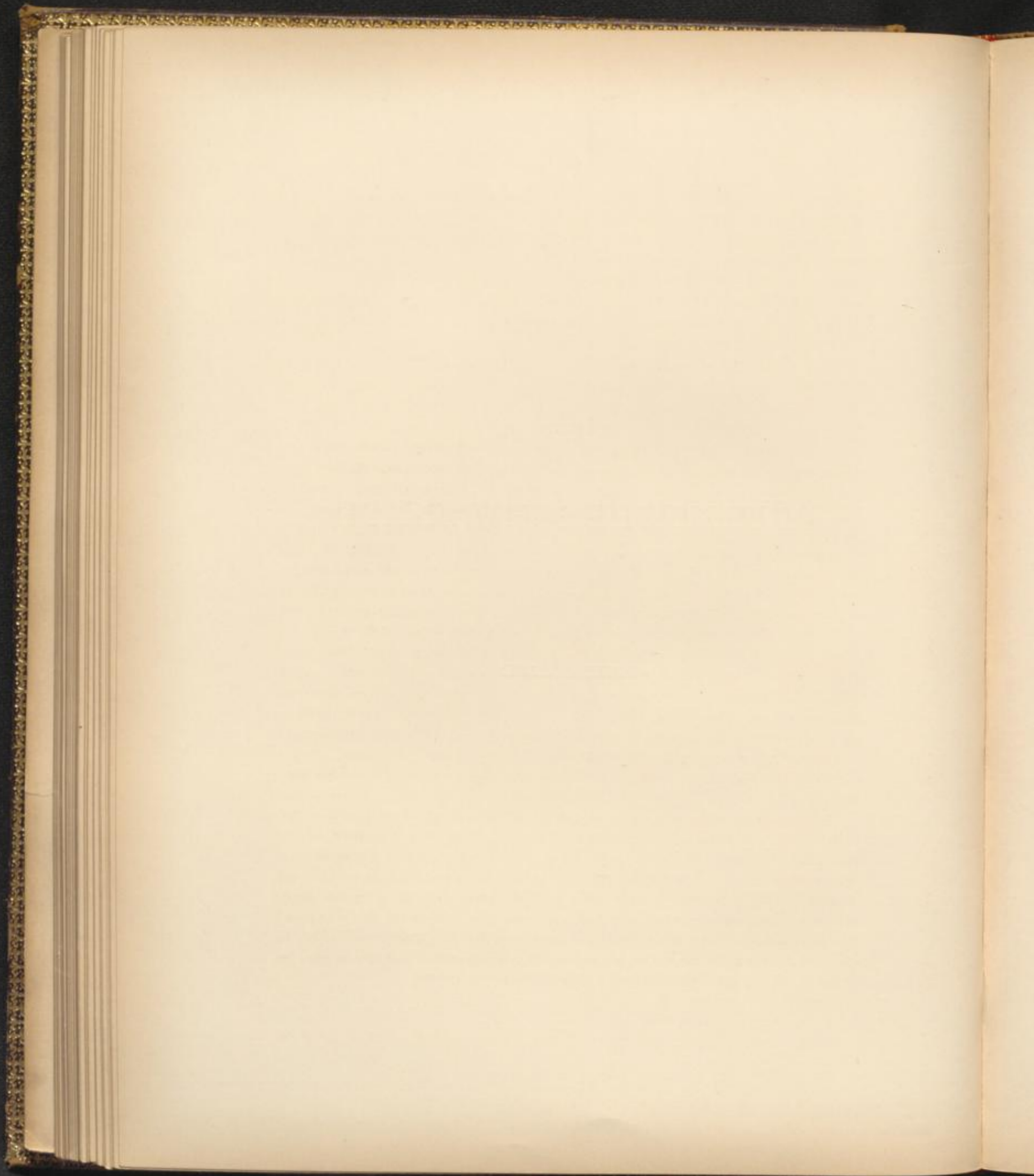
[urn:nbn:de:bsz:31-280153](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-280153)

DIE  
ABTEIKIRCHE SCHWARZACH

VON

WILHELM LÜBKE.

---





Es war an einem sonnigen Maimorgen des verflossenen Jahres, als ich in Begleitung der Heidelberger Professoren von Duhn und von Oechelhäuser, unter Führung meines Collegen und Freundes, Baudirector Dr. Josef Durm mich aufmachte, um die Abtei Schwarzach mit ihrer romanischen Säulenbasilika in Augenschein zu nehmen. Ganz unbekannt war der Bau ja nicht, denn Geyer und Görz hatten in ihren Denkmalen romanischer Baukunst am Rhein (Mainz 1847) auf 2 Blättern Grundriss, Querdurchschnitt und östlichen sowie westlichen Aufriss der Kirche veröffentlicht, Klingenberg sodann in seiner Baukunst des Mittelalters eines der reicheren Säulencapitäle des Schiffes mitgetheilt. Noch früher hatte der treffliche Eisenlohr sammt anderen Zeichnungen der Kirche eine perspektivische Ansicht des Innern veröffentlicht, der er, weil ihm die aus der Barockzeit stammende Decke des Mittelschiffes missfiel, einen offenen Dachstuhl nach dem Vorbilde gewisser altchristlicher Bauten Italiens zu geben vorzog. Diese freie Phantasie sollte sich verhängnissvoll für die Beurtheilung des Bauwerkes gestalten, denn in allen Handbüchern, welche die Kirche behandeln, wurde sie fortan als ein Bau mit offenem Dachstuhl geschildert und selbst in der neuesten Auflage des trefflichen Otte'schen Handbuches vom Jahre 1885 wiederholt sich dieser Irrthum. Somit war es mir doppelt werthvoll eigene Anschauung von der Kirche zu gewinnen. In Bühl erwartete uns ein Wagen, der uns rasch nach dem etwa 2 Stunden nordwestlich, eine halbe Stunde vom Rheine gelegenen Orte führte. Seit Kurzem ist derselbe als Station der neuerdings eröffneten Eisenbahn von Bühl nach Kehl leichter zugänglich geworden. Die Fahrt durch die fruchtbare wohlangebaute Rheinebene, wo Wiesengründe mit einzelnen Waldstrecken und sorglich angebauten Feldern anmuthig wechseln und die sauberen Dörfer mit ihren Fachwerkhäusern aus einem Kranz blühender Obstgärten hervorschauten, war von hohem Reiz. Als wir uns Schwarzach näherten, weckte die stattliche, mit ihrem Vierungsthurm sich charaktervoll über die Umgebung erhebende Klosterkirche in uns die lebhaftesten Erwartungen, die bei genauerer Besichtigung des Bauwerkes volle Befriedigung fanden.



Ueber die Geschichte des Klosters\* liegen uns nur dürftige Notizen vor, aus denen hier das Wichtigste herausgehoben werden mag. Die erste Gründung der Abtei, die dem Benediktinerorden angehörte, geschah auf einer Insel im Rhein, unfern des Ortes Drusenheim im untern Elsass. Noch heute oder doch vor Kurzem trug der Ort im Volksmunde die Bezeichnung »Gotteshuser Wörth«. Der Stifter Ruthart wird bald als Graf, bald als Herzog in Alemannien oder Schwaben und Elsass bezeichnet. Die Angaben über die Zeit der Gründung schwanken zwischen den Jahren 714, 724, 734 und selbst 749. Die Bestätigungsurkunde des Bischofs Heddo von Strassburg datirt vom Jahre 748. Jedenfalls gehört das Kloster zu den ältesten kirchlichen Niederlassungen des Landes. Es möge daran erinnert werden, dass auch die vor einem Menschenalter erst aufgehobene Abtei Rheinau im Kanton Zürich auf einer Insel im Rhein angelegt war. Bei der Stiftung unseres Klosters, welches damals den Namen »Arnolfsau« (Arnulfoaugia) trug, scheint der heilige Pirmin sich mitbetheiligt zu haben. Ruthart und seine Gemahlin Hirmensindis vermehrten im Jahre 756 ihre Stiftung mit allen Gütern, die sie in der Mark Romanisheim und andern Dörfern, wie Sessenheim, Schwindratzheim, Drusenheim, Dankartzheim, Küttelsheim und Dosenheim besaßen, so dass das Kloster rasch zu bedeutender Blüthe gelangte. Allein im Jahre 815 wurde es von Graf Ruthelin, in dessen Gau die Abtei lag, verheert und eingeäschert. Dies veranlasste die Mönche sich auf die rechte Seite des Rheins zu flüchten, wo sie mit Beihilfe des Grafen Erchanger an der jetzigen Stelle ihr Kloster neu erbauten. Der vorbeifliessende Schwarzbach, auch Schwarzwasser genannt, der den Mönchen für die Anlage ihrer Mühlen und sonstiger Wirthschaftsgebäude von Werth war, gab der Abtei ihren noch jetzt bestehenden Namen.

Von den weiteren Schicksalen des Klosters, welches von Kaiser Heinrich II. dem Bisthum Strassburg zugeeignet wurde, dem es bis 1027 gehörte, um dann dem Bisthum Speyer übergeben zu werden, möge hier nur das Wichtigste berührt werden. Da die Abtei von den Bischöfen übermässig gedrückt wurde, fand sich Kaiser Heinrich IV. bewogen, dieselbe von den Lehendiensten zu befreien. Viel hatte das Kloster damals durch seine Vögte zu leiden, welche ihre Stellung missbrauchten, um dasselbe in jeder Weise zu bedrücken. Das Kloster kam daher in einen solchen Verfall, dass kaum einige Mönche in sehr schlechter Kost erhalten werden konnten. Doch gewann es durch Bischof Heinrich von Strassburg im Jahre 1218 neue Schenkungen und Vergünstigungen, so dass es bald wieder aufblühte. Kurz vorher finden wir dort

\* Für das Historische vgl. J. B. Kolb, historisch-statistisch-topogr. Lexikon von dem Grossherzogthum Baden. Karlsruhe 1816. 8. III — Universallexikon vom Grossherzogthum Baden. Karlsruhe 1843. 8. — Realschematismus der Erzdiöcese Freiburg, herausgeg. vom Erzbischöf. Ordinariat. Freiburg, 1863. 8. — Die Akten und Collectaneen zur Geschichte des Klosters, welche sich im General-Landesarchiv zu Karlsruhe befinden, hatte Herr Archivrath Dr. Schulte die Güte für mich durchzusehen und zu excerpiren; Herr Baudirector Dr. Durn stellte mir bereitwilligst sein Material für die Beschreibung der Kirche zur Verfügung. Endlich unterstützte mich Herr Pfarrer Goering in Schwarzach mit werthvollen Aufschlüssen über die dortigen Neubauten des vorigen Jahrhunderts und die letzten Schicksale des Klosters. Für alle diese Förderung sage ich den geehrten Herren auch an dieser Stelle verbindlichen Dank.



einen Abt Hildebertus (1176—1192), der vorher Mönch in dem berühmten Kloster Hirsau gewesen war. Unter Abt Burkhardus (1209—1229) erlitt das Kloster einen Brand, worauf derselbe Abt es wieder erbaute und zwar, wie ausdrücklich angegeben wird, »auf dem Platz, wo es gegenwärtig steht«. Wir finden darüber folgende Notiz: »Bei Bischoff Bertholden zu Strassburg, so ein Herzog zu Teck auss Schwaben gewesen, ist das verbrunnene Kloster Schwarzach gleich wider von newen zum hüpsten und köstlichsten erbawet worden ungetährlich im Jahre 1220.«\* Das Kirchengebäude, wie es jetzt noch vorhanden ist, dürfte dieser Epoche seinen Ursprung verdanken. Ein abermaliger Brand traf das Kloster im Jahre 1299, worauf es so sehr in Abgang kam, dass die Zahl seiner Mönche auf 22 verringert werden musste. Da indess ausdrücklich erwähnt wird, das Kloster sei »sammt dem Glockenthurm«, acht Glocken, zehn Altären, dem Kirchenornat und der Bibliothek vom Feuer verzehrt worden\*\*, so dürfte damals bei der bis 1302 währenden Wiederherstellung der jetzige Vierungsthurm mit seinen gothischen Schallfenstern entstanden sein. Bemerkenswerth ist die Notiz bei Gallus Wagner (Fol. 167), dass man, als 1670 die Fenster im nördlichen Seitenchor erneuert wurden, an zwei Stellen der Glasgemälde das Bildniss des Abtes Nibilungus (reg. 1305—1325) gefunden habe. Mehrere Ablässe aus den Jahren 1288, 1289, 1299 und 1302 deuten auf eine lebhaftige Bauthätigkeit. Von einem neuen Brande ist unter Abt Johannes II. (1325—1337) die Rede, doch kann derselbe nicht bedeutend gewesen sein, wie denn bekanntlich solche Brandnachrichten in mittelalterlichen Quellen oft an Uebertreibungen leiden. Seit Schwarzach unter die Vogtei des Markgrafen Bernhard von Baden kam (1422), erholte es sich bald wieder von seinen Bedrängnissen, besonders als der Markgraf verordnete, dass nur der Abt und zwei Conventualen im Kloster bleiben, die übrigen Mönche aber in fremde Klöster geschickt werden sollten. Zwar wurde der Streit um die Landeshoheit mit den Markgrafen später wieder angefacht, schliesslich aber ein Vergleich getroffen und die Badische Oberhoheit anerkannt.

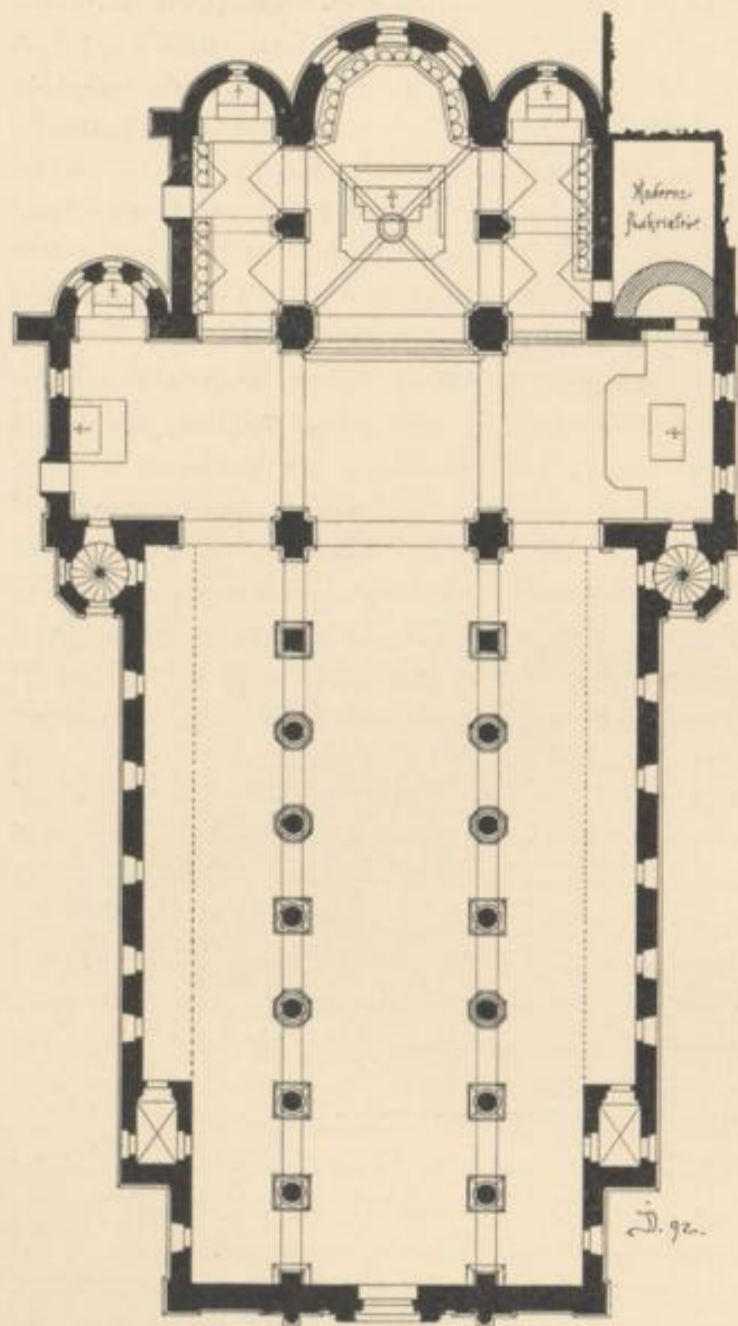
Unter wechselnden Geschicken trat die Abtei in das 18. Jahrhundert ein, und es erwachte auch hier, wie in so vielen andern Klöstern, z. B. in St. Blasien und Salem, jene Baulust, denen so viele klösterliche Prunkanlagen ihre Entstehung verdanken. Es war Abt Bernardus (1711—1729), welcher einen umfangreichen Neubau des Klosters beschloss und ausführte. Die ganze alte Anlage der Klostergebäude wurde dabei nieder gerissen und leider auch der Kreuzgang zerstört, welcher, nach den noch vorhandenen Ueberresten zu urtheilen, eine der reichsten und prächtigsten derartigen Schöpfungen des Mittelalters gewesen sein muss. Man hatte damals aber noch viel weiter gehende Absichten, und es muss als ein besonderes Glück bezeichnet werden, dass die zur Verfügung stehenden Mittel zu einer völligen Verwirklichung derselben

\* Handschrift 408 des General-Landesarchivs zu Karlsruhe. Collectaneen zur Geschichte Schwarzachs von dessen Abte Gallus Wagner (reg. 1660—1691). Fol. 42.

\*\* Vgl. J. B. Kolb, a. a. O. III, S. 202.



wahrscheinlich nicht ausreichten. Auf den zahlreichen Bauplänen, welche sich im General-Landesarchiv zu Karlsruhe befinden, erkennt man deutlich die Absicht, womöglich die ganze Kirche zu erneuern. Einer dieser Pläne zeichnet das Langhaus mit



wenigen weitgestellten Säulen, die jedenfalls nach einem antiken Schema ausgeführt werden sollten. Nicht minder wurde eine bedeutende Verlängerung des Chores geplant. Am bemerkenswerthesten aber sind verschiedene Entwürfe zu einer neuen Fassade. Es war dem Prälatenstolz jener Zeit anstößig, dass die Kirche ausser dem Vierungsthurm keinen anderen Thurmbau besass, und man entwarf nun eine neue Fassade, welche in zwei Varianten gezeichnet wurde. Nach der einen sollte ein viereckiger Hauptthurm sich vor der alten Fassade erheben, zu beiden Seiten durch Treppenhäuser flankirt; auf dem andern Entwurf sind zwei Thürme geplant, welche durch eine Vorhalle verbunden werden. Auch diese Vorhalle ist in zwei Varianten gegeben, einmal mit offenen Arkaden nach aussen, das andere mal geschlossen und nur in der Mitte durch ein Portal geöffnet. Glücklicher Weise begnügte man sich mit einer Verbreiterung der beiden Seitenschiffe. Wir dürfen wie gesagt froh sein, dass es

zu einem eigentlichen Umbau nicht kam, denn wir würden um eine höchst originelle romanische Kirchenfassade ärmer sein. Die Abtei bestand dann noch bis in den Anfang unseres Jahrhunderts, wo sie (1803) in Folge des Friedens von Lüneville auf-



gehoben und dem Grossherzogthum Baden zugetheilt wurde. Nun fing jener Vandalismus an, der damals so vielen mittelalterlichen Monumenten verderblich werden sollte. Das Kloster wurde 1815 an einen Strassburger Fabrikanten Humann, wie es heisst um 25000 Gulden verschleudert. Der neue Besitzer legte darin eine Zuckerfabrik an, verkaufte die Gebäude aber um 1824 an die Gebrüder Dillemann aus Strassburg, die darin eine Tabakfabrik anlegten, während die Nebengebäude an verschiedene Ortseingewohner übergingen. Seitdem vollzog sich der weitere Ruin der Abtei unaufhaltsam. Das Hauptgebäude wurde 1839—1842 abgebrochen, die Hauptfassade dann 1846—1848 niedergerissen, die Steine und das Holzwerk verkauft. Nur das prächtige Hauptportal, das in der Mittelachse der ganzen Anlage in den äusseren Vorhof führte, zeugt noch von der Stattlichkeit des Baues. Auch die Kirche war allmählig stark in Verfall gerathen, wird aber seit einigen Jahren durch eine gründliche und zugleich behutsame Restauration unter Oberleitung von Baudirector Dr. Durm würdig wieder hergestellt.

Schreiten wir nun zur Betrachtung der Kirche. Es ist eine Säulenbasilika der romanischen Blüthezeit, dreischiffig mit ausgedehntem Querhaus, mit Nebenchören, die durch Arkaden mit dem Hauptchor verbunden sind und mit fünf Apsiden, von denen zwei an den Kreuzschiffarmen vortreten. Auf der Vierung erhebt sich ein viereckiger Thurm mit pyramidalem Dach, dessen oberes Stockwerk spitzbogige Fenster, vielleicht aus frühgothischer Epoche, zeigt. Dieses und die Seitenwände der Nebenschiffe, von deren Verbreiterung in der Barockzeit wir schon sprachen, sind die einzigen späteren Zusätze des Baues, der sich im übrigen als Werk aus einem Gusse darstellt.

Die Choranlage mit Nebenchören, Kreuzschiff und fünf Apsiden folgt jener reichsten Form, die wir als eigentlich deutsches Schema bezeichnen dürfen, und die man neuerdings auf das Vorbild von Hirsau zurückführen möchte. In der That haben neuere Nachgrabungen an der Peter-Paulskirche zu Hirsau, wie ich gütiger Mittheilung des Herrn Conservators Dr. E. Paulus entnehme, den Beweis geliefert, dass dort dieses Schema in seinen Grundzügen vorhanden ist, nur mit dem Unterschiede, dass der Chor und die etwas kürzeren Nebenchöre geradlinig geschlossen sind und nur an den Querschiffarmen kleine Apsiden vortreten. Am vollständigsten findet sich unter den süddeutschen Bauten dieses Schema an der Stiftskirche zu Ellwangen; im badischen Lande kommt sie, wenn auch nicht mehr vollständig erhalten, an der Klosterkirche zu Gengenbach vor,\* im Elsass finden wir Aehnliches, jedoch mit Weglassung der Apsiden an den Kreuzarmen in St. Fides zu Schlettstadt.\*\* Am häufigsten ist diese Form in den sächsischen Gegenden Norddeutschlands vertreten,\*\* wo die schöne

\* Vgl. Lübke, Bad. Wanderungen in Kunstwerke und Künstlern 2. Aufl. (Breslau, bei S. Schottländer 1888) S. 349 ff.

\*\* Lasius und Lübke in Förster's Allgem. Bauzeitung 1865.

\*\*\* Vgl. besonders Puttrich, sodann Hase, Denkmäler in Niedersachsen.



Kirche von Königslutter und die Klosterkirchen zu Paulinzelle, Hamersleben, die Ulrichskirche zu Sangerhausen, die Kirche auf dem Petersberg bei Halle, die Kirchen zu Thalbürgel, Lausnitz, der Dom zu Naumburg, die Kirche zu Nienburg, die Klosterkirche zu Heiningen, endlich in Westfalen die Klosterkirchen zu Gehrden und zu Lippoldsberg\*, wenn auch manchmal mit Weglassung der Apsiden an den Kreuzarmen und mit Trennung der Nebenchöre vom Hauptchor, sie aufweisen. Bei dem zahlreichen Vorkommen dieses Schemas in Norddeutschland dürfte es doch wieder fraglich sein, ob man dasselbe überall von Hirsau ableiten darf. Dieser deutschen Form steht die französische mit Chorumgang und Kapellenkranz bezeichnend gegenüber. Sie ist denn auch bei uns nur vereinzelt wie bei St. Godehard zu Hildesheim zur Anwendung gekommen.

Die Kirche von Schwarzach ist grösstentheils in ziemlich regelmässigem Bruchsteinmauerwerk, an der Westfassade in guten Quadern ausgeführt worden. Es ist ein heller Sandstein, ursprünglich weissgrau mit röthlichen Streifen, durch's Alter schwarzgrau geworden. Das Material stammt aus dem einige Stunden entfernten Steinbruche bei Oos. Auffallend ist nun, dass ansehnliche Theile der Aussenmauern, selbst der Giebel der Hauptfassade, sowie ganze Partien der östlichen Theile, einschliesslich des obern Theiles der Hauptapsis, in Ziegeln ausgeführt wurden. Die Steine zeigen mittelrothe Farbe und sind von ganz ungewöhnlicher Grösse und Form und bedeutendem Gewicht. Bei einer Dicke von 7 cm haben sie eine Länge von 31 und eine Breite von 34 cm, also beinahe quadratische Gestalt\*\*. Wodurch man hier im Südwesten Deutschlands, im Lande des Hausteines, veranlasst wurde Backsteine mitzuverwenden, da in jener Zeit der Ziegelbau hier nirgends an Monumenten vorkommt, ist schwer zu sagen, zumal die ungewöhnliche Form der Steine weder auf Oberitalien noch auf Norddeutschland deutet. Vielleicht war es nur eine Massregel der Ersparung.

Die Mauern der Kirche steigen in allen Theilen von einem hohen, kräftig profilirten Sockel in streng romanischer Form empor. An der Hauptapsis, dem Chor sammt seinen Nebenchören, dem Querschiff und dem Langhaus mit Ausnahme der später veränderten Seitenschiffe zieht sich ein einfacher Rundbogenfries als bekrönender Mauerabschluss hin. Eine bei aller Schlichtheit trefflich wirkende Gliederung empfängt der obere Theil der Mauern sowohl an der Hauptapsis wie am Chor, dem Querschiff und dem Langhaus durch flache, wenig vertiefte Mauerblenden in Bogenform, welche zugleich den rundbogigen Fenstern als Einrahmung dienen und in ähnlicher Weise rhythmisch wirken, wie man es als an dem frühesten Beispiel dieser Art von Wandgliederung an S. Apollinare in Classe zu Ravenna bemerkt. Noch ist zu erwähnen, dass am Querschiffgiebel

\* W. Lübke, mittelalterliche Kunst in Westfalen.

\*\* Diese interessanten Beobachtungen über die technische Ausführung des Baues kann man erst seit der Restauration machen, welche den charakterlosen Stucküberzug des vorigen Jahrhunderts glücklich beseitigt hat. In jenem Zeitraum war es bekanntlich Sitte, Alles im Innern wie im Aeussern zu »verputzen«.



zwischen den beiden Rundbogenfenstern sich ein kreisförmiges Fenster mit hinein-gezeichnetem Vierpass befindet, eines jener Motive, welche bereits auf die späteste Epoche des Romanismus deuten.

Besonders merkwürdig ist endlich die Fassade. Sie verschmäht jeden Thurmbau, sucht dafür aber durch einige Wunderlichkeiten sich geltend zu machen. Man kann nicht sagen, dass sie in der Disposition und in den Gliederungen von glücklicher Wirkung sei oder die Hand eines grossen Meisters verrathe. Sie gibt den Durchschnitt des Langhauses mit seinem hohen Mittelgiebel und den sich anlehnenden Pultdächern der niedrigen Seitenschiffe. Breite Lisenen fassen den mittleren Theil und die beiden Flügel kräftig ein und werden zugleich durch den hohen wirksam gegliederten Sockel mit den eingerahmten Flächen verbunden. Vor die beiden mittleren Lisenen legen sich im unteren Geschoss Halbsäulen mit reich in Laubwerk decorirten Kapitälern. Mit diesen verbinden sich Pilasterkapitälern in der Breite der Lisenen, welche das Motiv eines aufgemeisselten Rundbogenfrieses zeigen. Zwischen den vier Lisenen spannen sich, den Seitenschiffen entsprechend, Blendbögen aus, neben deren Kämpfer einerseits mit Bogenfriesen geschmückte Kapitälern consolenartig, d. i. ohne einen entsprechenden Schaft darunter zu zeigen, aus der Mauerfläche hervorstehen. Sie waren vielleicht Träger eines hölzernen Schutzdaches. Der mittlere Bogen, höher und weiter in Form einer Kettenlinie gespannt, ist zur Umrahmung des Portales bestimmt. Die rundbogigen Wülste am Portal sind am Kämpfer leicht eingezogen und verrathen eine leichte Hufeisenform. Dieselbe kehrt noch einmal am Portale wieder. Zwischen dem Bogenscheitel des Portales und dem Kleeblattsims über demselben sind Spuren einer alten Malerei, in nicht sehr grossem Massstabe eine Kreuzigung mit zwei Gestalten am Kreuzesstamm darstellend. Das Portal ist in schönen stattlichen Verhältnissen und in kräftig wirkendem Profil behandelt, indem drei Mauerpfeiler und zwei mit ihnen abwechselnde Halbsäulen es umrahmen. Hier ist alles consequent, klar und gesetzlich durchgeführt, wobei besonders zu beachten ist, wie sich diese Gliederungen organisch aus dem Sockel entwickeln und wie dessen oberstes abgerundetes Glied sich als Wulst um das ganze Portal herumzieht. Sehr wunderlich dagegen ist eine weitere Umrahmung des Portals durch ein seitwärts von Consolen aufsteigendes giebelartiges Gesims, das sich in der Mitte oben mit drei Bogensegmenten (kleeblattförmig) seltsam genug abschliesst. Alle diese Eigenheiten, die Hufeisenform, die Bogenfrieze an den Kapitälern, endlich dieser phantastische keineswegs schöne Giebel sprechen deutlich für die romanische Spätzeit, in welcher allerlei bunte Formspiele die einfache Klarheit des Stiles schädigen. Ueberaus werthvoll dagegen ist das Hochrelief, welches das Bogenfeld ausfüllt, in der Mitte den thronenden Erlöser mit erhobener Rechten, in der Linken eine Schriftrulle, zu beiden Seiten die kleineren stehenden Figuren der Apostelfürsten enthaltend. Dieses Werk, eine werthvolle Bereicherung des spärlichen Denkmalschatzes romanischer Skulptur in Süddeutschland, zeigt jene schlichten Formen, die man dem



zwölften Jahrhundert zuschreiben darf. Die feierliche Ruhe, der würdige Ausdruck der Köpfe, das feine und doch nicht ängstliche Gefält der Gewänder, sind für diese Epoche bezeichnend. Unmittelbar über dem Portal durchbrechen zwei breite rundbogige, mit einem feinen Rundstab eingefasste Fenster die Fläche. Zwischen ihnen, etwas tiefer und ziemlich unvermittelt, ist eine Flachnische angebracht, welche vielleicht ursprünglich nach einigen noch vorhandenen Eisenstäben und Dollen mit einem plastischen Bildwerk geschmückt war. Die Nische war bis vor zwei Jahren zugemauert durch ein starkes Backsteinmüerchen. Die Vermuthung bei der Wegnahme etwas in der hohlen Nische zu finden, wurde nicht erfüllt. Diese ganze Gruppe lastet etwas zu sehr auf dem Portal und lässt den oberen völlig ungegliederten Theil der Fassade in seiner Kahlheit als Mangel in der architectonischen Composition empfinden. Das in Backstein ausgeführte Giebelfeld ist durch einen Bogenfries, der nicht parallel zu dem steinernen Giebelgesimse geführt ist, belebt und von einem kleinen Rundfenster durchbrochen. Ein kleines Steinkreuz erhebt sich auf der Spitze des Giebels. Immerhin muss diese Fassade als ein sehr originelles und trotz seiner Wunderlichkeiten bedeutungsvolles Werk bezeichnet werden.

Treten wir nun ein, so empfängt uns der würdige Eindruck eines stattlichen in ausgebildeten romanischen Formen durchgeführten Innern, bei welchem nur die Vierungsbögen den Spitzbogen zeigen, alles andere aber im reinen Rundbogen durchgeführt ist. Das Mittelschiff, 8 m breit bei 54 m Gesamtlänge der Kirche, wird jederseits durch acht Arkaden von den Seitenschiffen getrennt, die auf sechs Säulen und, am östlichen Anfang des Schiffes, einem Pfeiler ruhen. Wir finden dieselbe Anordnung in den meisten mit einem Querschiff ausgestatteten Säulenbasiliken Deutschlands, namentlich in Paulinzelle und Hamersleben, wo auch dieselbe Arkadenzahl wie in Schwarzach. Die Säulen sind ziemlich kurz und stämmig, ähnlich denen von Alpirsbach, Rosheim und St. Georg zu Hagenau. Von den südlicheren Basiliken Alemanniens darf auch das Münster zu Schaffhausen in dieselbe Reihe gestellt werden, während der Dom zu Konstanz mit seinen hohen mächtigen Säulen und seinen grossartigen Verhältnissen alle diese Bauten weit überragt. Was aber Schwarzach besonders auszeichnet, ist der Reichthum in der Behandlung der Kapitäle. Sämmtlich der Würfel- form angehörend, sind sie mit vegetativen Ornamenten in grosser Mannigfaltigkeit und Abwechslung geschmückt. Auch einzelnes Figürliche gesellt sich dazu. Klingenberg a. a. O. gibt eines der schönsten dieser Kapitäle, welches zugleich durch den Schachbrettfries seines Gesimses sich auszeichnet. Die übrigen Kapitäle haben einfachere aus Platte, Rundstab und Hohlkehle bestehendes Deckgesims. Ebenso mannigfaltig ist die Form der Säulenfüsse, welche theils die attische Basis mit oder ohne Eckblatt, theils schwerfällige, ja selbst plumpe Glieder zeigen. Zu den ansprechendsten Eigenheiten dieser Structur gehört die kraftvolle Einrahmung der Arkaden und die Form, in welcher diese Vorlagen sich gegen den Kämpferpunkt durch eine elegante Volute verbreitern, ein



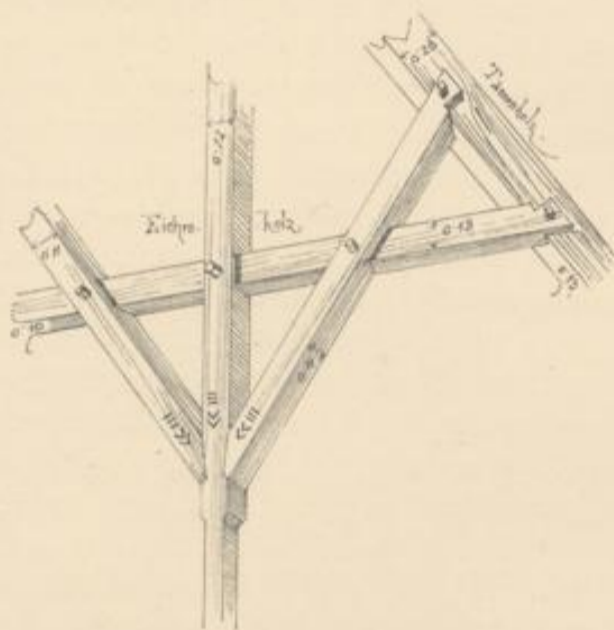
Motiv, das uns im ganzen Umfange der romanischen Denkmäler nicht bekannt ist. Den Abschluss des Arkadengeschosses bildet ein kräftig profilirtes Horizontalgesims, über welchem dann die nicht weiter gegliederte Oberwand mit ihren rundbogigen Fenstern aufsteigt. Der volle Reiz der Arkadenarchitektur wird in der ganzen Feinheit erst zu Tage treten, wenn die unerlässliche Restauration sich auch über diese Theile erstreckt hat. Es muss dann auch die in der Barockzeit ausgeführte Decke mit Voluten sammt ihren schadhaf gewordenen Stuccaturen beseitigt und durch Holzdecken ersetzt werden.

Treten wir nun ins Querschiff, das mit seiner ansehnlichen Ausdehnung von 28 m einen überaus stattlichen Eindruck macht. Es misst fast genau die Hälfte der Gesamtlänge der Kirche, während die Breite gleich der des Mittelschiffes,  $\frac{1}{2}$ , der Gesamtlänge ausmacht. Die Wirkung wurde ursprünglich durch die beiden an den Kreuzflügeln angebrachten Apsiden gesteigert. Die nördliche musste bei der Restauration völlig erneuert werden, die südliche ist durch den Anbau der Sakristei beseitigt worden. Das ganze Querschiff hat gleich dem Langhaus ursprünglich eine flache Decke gehabt. Für den Chor dagegen waren Kreuzgewölbe vorgesehen und zu diesem Ende in die Pfeiler an der Vierung und an der Hauptapsis Ecksäulen angeordnet, dem Zwischenpfeilern aber an der Rückseite Halbsäulen vorgesetzt. Das Chorgewölbe ist auf kräftigen Rippen ausgeführt. Die ganze Architectur entspricht derjenigen des Langhauses, wie denn auch der Arkadenansatz ebenso durch Voluten vermittelt wird und die Pfeilerkämpfer durch Bogenfriese belebt sind. Noch ein Punkt ist hier zu erwähnen, der die späte Datirung des Baues, der nicht vor dem 13. Jahrhundert entstanden sein kann, bestätigt. Dies sind gewisse gothisirende Elemente, welche sich an dem ersten Säulenfuss des Langhauses, vom Eingang gerechnet, bemerklich machen. Das Motiv der Volute und der Bogenfries kehren auch an den Vierungspfeilern wieder, ein weiterer Beweis für die Einheitlichkeit der ganzen Structur. Der Blick in den hohen Chor war durch einen eingebauten prachtvollen Barockaltar, der die ganze Breite und Höhe einnahm, völlig aufgehoben. Die jüngste Restauration hat in verständnissvoller Weise das Prunkstück der Barockzeit nicht zerstört, sondern im südlichen Querarm, und zwar an der Giebelwand mit bester Wirkung wieder aufgebaut, den Hochaltar dagegen in massvollen Verhältnissen und in den Formen des romanischen Stiles errichten lassen. Dadurch ist der Blick in den hohen Chor mit seinen doppelten Fensterreihen frei geworden und bildet nunmehr für die Gesamtperspektive der Kirche einen harmonischen Abschluss von unübertrefflicher Wirkung. Am nördlichen Eckpfeiler des Chors ist als würdige Decoration die Reihe der Aebte in Majuskelschrift angebracht worden. Dieses, sowie die gesammte Decoration des Chores, welche die edle Structur lebendig hervorzuheben geeignet ist, ohne sich irgendwie aufzudrängen, wirkt ungemein ansprechend.

Es bleibt noch Einiges über die Construction des Baues hinzuzufügen. Der alte Dachstuhl, aus einem Gemisch von Tannen- und Eichenholz errichtet, zeigt eine



interessante Construction ohne Pfetten. Die Bundbalken sind 40 zu 28 cm stark, alles Holzwerk ist durch Holznägel verbunden, die zusammengehörigen Stücke der einzelnen Bündel haben Versetzmarken, die mit dem Stechbeutel eingehauen sind. Der Glockenstuhl im Vierungsthurm, ganz aus Eichenholz gezimmert, verräth ein hohes Alter. Das Chorgewölbe ist aus Backsteinen gemauert, nur die schweren Rippen und der Schlussstein sind aus Sandstein hergestellt. Das Thurmdach zeigt zum Theil grün-glasierte Ziegel. Für die Feststellung der fünf ehemaligen Apsiden\* zeugen die noch vorhandenen eingemauerten Decksteine der Kegeldächer.



Die Kirche wurde in den letzten Jahren auf Verordnung der Domänen-direction unter Oberleitung von Bau-director Dr. Durm einer äusserst nothwendigen Restauration unterworfen, die bis jetzt freilich nur die östlichen Theile, Chor und Querschiff umfasst, nothwendigerweise aber über den ganzen Bau sich erstrecken muss. Der Zustand des altherwürdigen Denkmals war geradezu bedrohend geworden. Der Chor war mit faustdicken Rissen vom Gesimse bis zum Sockel durchzogen, die Zugangsgalerien zur Orgel sind in solchem Verfall, dass man es nicht mehr wagen darf, die Kinder auf diese Galerien zu

schicken. Von der stuckirten Mittelschiffdecke fielen gelegentlich metergrosse Stücke Putz herab, so dass hier, wo die Restauration noch nicht eingegriffen hat, ein gefährdender Zustand in Permanenz besteht. Auch die Beschaffenheit des Chorbogens



und des darüber aufgebauten Giebels erwies sich als gefährlich. Dieser Giebel musste abgetragen und mit sorgfältiger Beibehaltung der alten Form erneuert werden. Nicht minder waren zahlreiche andere Schäden überall im Mauerwerk dringender Reparatur bedürftig, welche mit grosser Umsicht ausgeführt wurde.

Der schlimmste Schaden, welcher der Chorapsis zugefügt war, beruhte aber darauf, dass bei der Aufstellung des neuen Chorgestühls im vorigen Jahrhundert, das Mauerwerk der

\* Eine derselben, die südliche musste, der Barocksakristei weichen, die nördliche war vollständig verschwunden und musste, mit Ausnahme des besagten Decksteins, erneuert werden.



Apsis, um Platz für das zu gross ausgefallene Stuhlwerk zu gewinnen, in unverantwortlicher Weise zu einem Polygon ausgespitzt worden war. An zwei Stellen hatte man die Mauern auf ihre halbe Stärke verringert, so dass die Obertheile derselben nur auf den Pfosten des Chorgestühls ruhten. So lange diese gesund und kräftig blieben, war der Zustand erträglich; nachdem sie aber morsch geworden waren, musste gerade diese heillose Anordnung zum Ruin des Chores am meisten beitragen. Man darf nun sagen, dass durch eine umsichtige und geschmackvolle Restauration die östlichen Theile in einen völlig normalen, baulich gesunden Zustand versetzt worden sind und dass sie sowohl im Aeusseren wie namentlich im Innern uns die stilvolle Erscheinung eines Monumentes der romanischen Blüthezeit gewähren. Um aber das Werk zu vollenden, bedarf es einer möglichst unverzüglichen vollständigen Durchführung der Wiederherstellung, die schon dadurch geboten ist, dass der Zustand der Mittelschiffdecke in der That bedrohlich erscheint.

Wir haben noch eines interessanten Fundes zu gedenken, der bei Gelegenheit der Restaurationsarbeiten gemacht wurde. Als man den Chorgiebel abtrug, fanden sich zwischen dem Giebelanfänger und dem anstossenden Mauerquader mehrere Münzen aus dem 16. Jahrhundert, und zwar:

1. eine Silbermünze vom Jahre 1527 von Herzog Anton von Lothringen, Zabern und Barr, geprägt in Nanzig; Dm. 30 mm;
2. eine Silbermünze von König Heinrich II. von Frankreich aus dem Jahre 1552, am Rande beschnitten; Dm. 38 mm;
3. eine Silbermünze der Stadt Colmar aus dem Jahre 1565; Dm. 38 mm.

Diese Münzen deuten offenbar auf Restaurationsarbeiten jener Epoche. Sie sind jetzt in dem Grossherzoglichen Münzcabinet zu Karlsruhe aufbewahrt.

Als man seit 1724 unter Abt Bernardus Steinmetz an den Neubau des Klosters ging und zugleich der Kirche durchgreifende Veränderungen zudachte, beschränkte man sich, wie wir gesehen haben, auf Verbreiterung der Seitenschiffe und auf eine stuckirte Decke für das Mittelschiff. Dazu fügte man aber eine prachtvolle Ausstattung des Innern im Geschmack jener Zeit. Zuerst liess man die reich im Barocco geschnitzten Chorstühle ausführen, welche die Jahreszahl 1700 tragen, also unter Abt Joachim Meyer von Busenburg (1691—1712) gefertigt wurden. Später entstand der glänzende Hochaltar, mit 1752 bezeichnet, mehrere Seitenaltäre, die Kanzel, die prachtvolle Orgel 1755 von Silbermann in Strassburg ausgeführt, das schöne schmiedeeiserne Chorgitter, die zierlich im Rococo geschnitzten Bänke des Langhauses und die hölzernen Thürflügel des Hauptportales. Während die meisten dieser Werke die ausgeprägten Formen des üppigsten Barockstiles zeigen, melden sich an einzelnen Stellen, z. B. an den Thürflügeln die Formen des Rococo. Dagegen zeigt das grosse in Sandstein ausgeführte Hauptportal der Abtei wieder die einfacheren Formen der zum Classicismus



neigenden Architectur; wir ersehen, dass es erst unter Abt Anselm Gaugler von Bensheim (1761—1790) ausgeführt wurde. Unter ihm entstand auch das Chorgitter sowie die schon erwähnte Orgel sammt ihren Seitengalerien und der Altar mit den Reliquien der heiligen Rufina, welche Abt Gallus Wagner am 28. August 1670 von Rom mitgebracht hatte.\* Da über die ganzen damaligen Unternehmungen des Klosters die Akten im General-Landesarchiv zu Karlsruhe aufbewahrt werden, so wird es nicht uninteressant sein, das Wichtigste davon mitzutheilen.

Der erste Contract vom 24. November 1723 wird mit den Steinhauermeistern Wagner und Fleig von Baden, über Lieferung von Quadern und Mauersteinen zum Klosterbau abgeschlossen. Es folgte dann ein Vertrag vom 8. Juli 1724 mit dem Zimmermeister Heinrich Kahler von Au im Bregenzer Wald, der für seine Arbeiten an den drei Klosterflügeln 2100 fl. erhält. Ein anderer Meister aus dem Bregenzer Wald, Peter Thumb von Betzau, erhält laut Contract vom 12. April 1724 für die Maurer- und Dachdeckerarbeit am Klosterbau 13000 fl. Es folgen dann Verträge mit Mauermeistern, Schlossern, Glasern, Eisenhändlern u. s. w., die wir übergehen können. Dagegen erwähnen wir eines Vertrags vom 5. März 1728 mit Richard Retti von Ludwigsburg (es ist der bekannte meist als Stuccator thätige Donato Riccardo Retti,\*\* welcher 2300 fl. erhält für die Ausführung des Refectoriums, der Tafelstube, des grossen Saales, des Zimmers des Prälaten und des Zimmers gegenüber in Quadratur und Stuccaturarbeit. Dann finden wir einen Bildhauer Laurentius Bourdieu von Strassburg, der laut Contracts vom 14. Januar 1728 für die Anfertigung und Aufsetzen der Wappen des Prälaten und des Convents, jedes in einem ganzen Stein, 50 fl. für beide erhält. Kachelmeister Völcker in Strassburg liefert einen Kachelofen mit blau marmorirten Kacheln in das grosse Speisezimmer um 65 fl., Kachelmeister Josef Weidenbeck von Gaggenau zwei Kachelöfen, grün glasirt mit Figuren, für jeden 80 fl. (Bemerkenswerth, dass so spät noch zwei grün glasirte und figurirte Oefen vorkommen; freilich hat man die Formen oft sehr lange aufbewahrt und immer wieder verwendet.) Steinhauermeister Johann Fleig von Baden erhält für den grossen Giebel oberhalb des Portals 100 Gulden, für das grosse Portal, »auf welches oben noch eine Kugel zu setzen«, 150 fl. Hier ist für uns von besonderem Werth die Bemerkung, dass er die »Balustren oder Säulen«, so zu demselben erfordert werden, von den Säulen aus dem alten Kreuzgang machen soll. Das Portal ist, wie schon oben bemerkt, noch vorhanden, aber es wurde, wie wir gesehen, beträchtlich später erbaut und daher hat man weder Baluster noch Säulen dabei verwendet, sondern die in grossartigen Verhältnissen ausgeführte Pforte in einer strengeren, fast classizistischen Weise behandelt, die von den barocken Compositionen jener Zeit sich wesentlich unterscheidet. Die grosse Haupt-

\* Alle diese Angaben verdanke ich dem Herrn Pfarrer Göring.  
\*\* Vgl. Gurlitt, Geschichte des Barockstils in Deutschland S. 167.



pforte öffnet sich mit einem weitgespannten Rundbogen, von dorischen Pilastern eingefasst und mit einem Triglyphenfries bekrönt. Ueber diesem erhebt sich in Bogenform ein Giebelfeld, welches das Wappen des Prälaten und der Abtei von zwei Löwen gehalten zeigt. Auf den verkröpften Seiten des Giebels sind zwei liegende Statuen von Tugenden angebracht, während sich über der Mitte die bewegte Figur des heiligen Benedictus über einem stark barock geschweiften Postament erhebt. Neben diesem mittleren Bau sind zu beiden Seiten niedrige, schmale Seitenpfortchen angebracht, mit horizontalem Abschluss, über welchen sich zwei Nischen mit den Gestalten der heiligen Placidus und Maurus aufbauen. Alles Figürliche an diesem stattlichen Werke bewegt sich in den etwas manierirten Formen jener Zeit, die Composition selbst aber muss als würdevoll und wirksam bezeichnet werden.

Mit dem 15. Februar 1727 beginnen die sich auf den Ausbau und die Ausschmückung der Kirche beziehenden Contracte. Unter jenem Datum wird ein Vertrag mit Johann Baptist Clerici und dessen Sohn Josef Maria, Stuccatoren »von Merede in Italien« über die Stuccaturarbeiten in der Kirche abgeschlossen. Merede ist das heutige Meride oder Merete im Bezirk Mondrisio des Cantons Tessin, welcher seit Jahrhunderten bekanntlich zahlreiche Architecten für Italien wie für Deutschland geliefert hat. Die beiden Meister erhalten für die Gypserarbeit am Gewölbe im vordersten Chor (d. i. jedenfalls die Vierung des Querschiffes) 80 fl., für das Gewölbe über den Chorstühlen 100 fl., für das grosse Gewölbe im Langhaus 150 fl., für alle Gewölbe »in den 24 Kapellen« 500 fl. Wo diese Kapellen sich befunden haben, ist nicht ersichtlich, wahrscheinlich waren sie in den Seitenschiffen und den Kreuzarmen angeordnet. Ferner erhalten die Künstler für 60 Pilaster mit allen ihren Hauptgesimsen und Architrav, auch allen Kapitälern sammt Schaftgesims und Postamenten bis auf den Boden, mit Aposteln entweder von Holz oder von Gyps oder aber anstatt dieser Apostelbilder die Säulen mit den im Riss angedeuteten Zierrathen 700 fl., für die 142 Baluster auf den Galerien von beliebigem Marmor 426 fl., für die zwölf Bögen in den Kapellen unter der Galerie sammt den Zierrathen und Kapitälern in den Ecken 60 fl., für die 29 Fenster in der ganzen Kirche, das Portal an der grossen Kirchthüre und alle anderen Thüren mit einem Gesims einzufassen 87 fl., für den Hochaltar, völlig von künstlichem Marmor ausser den Figuren und Zierrathen, nach einem gefälligen Riss und all möglicher Kunst herzustellen, 600 fl., für die zwei Nebenaltäre vor dem Chor in ebensolcher Weise 400 fl., für die sechs kleinen Altäre in den Kapellen (auch von Marmor) 600 fl., für zwei ganze und zwei halbe Colonnen unter der Orgel mit ihren Kapitälern und Schaftgesims von künstlichem Marmor sammt der Brusthöhe auf der Orgel mit Baluster gleich den Galerien oder sonst nach einem gefälligen Riss mit Marmor auszumachen 177 fl., für die Fassade an dem Chorbogen 20, im Ganzen 3900 fl.

Ueberdies verpflichten sich die beiden Künstler ohne ferneres Entgelt ein »Babilion« von Stuccaturarbeit auf der rechten Seite im Chor ob dem Faldistorium



und gegenüber auf der andern Seite ein anderes correspondirendes properes Ornament von Gypsarbeit zu fertigen. Item zu allen Altären die Antipendia von Marmor, auch zwei Epitaphientafeln von schwarzem Marmor bei den zwei Vertiefungen in dem Chor für die Fundatores und Benefactores mit innerer und äusserer, freier und sauberer Ausführung, alles nach einem beliebenden Project zu machen. Daran schliesst sich ein Vertrag vom 20. März 1727 mit Johann Baptist Clerici in Mannheim über die glatte Stuccaturarbeit am Kloster, für welche derselbe 900 fl. erhält. Einen Vertrag vom 9. Juli 1743 mit dem Maurermeister Jakob Greyssinger von Schwarzach über verschiedene kleinere Arbeiten, meistens Veränderungen in der Kirche betreffend, können wir übergehen; ebenso einen Vertrag vom 17. Januar 1727 mit Uhrmacher Johann Jakob Straubhaar in Strassburg über die Lieferung einer grossen Uhr in die Kirche, und eines Bräters in die Küche. Er erhält dafür 462 fl. und 8 Pfund Flachs. Bemerkenswerther ist ein Vertrag vom 20. März 1730 mit dem Orgelmacher Hans Georg Rohrer in Strassburg über die Lieferung einer Orgel mit folgenden Registern: ein Principal von vier Schuh von feinem Zinn, ein Copel von acht Schuh, daran soll die unterste Octav von Eichenholz, die übrigen drei Octaven von Melange gemacht werden; ein Cornet mit zwei Octaven fünffach von Melange, ein Flaut von vier Schuh von Melange, ein Nassard, ein Doublet, eine Terz, ein Largo, ein Mixtur vierfach, ein Basse de Krummhorn, eine Discant-Trompetresse. Das Pedal soll bestehen in einer Koppel acht Schuh von Eichenholz, von dem untersten C bis in das zweite G inclusive. In dasselbe soll noch kommen ein Flaut vier Schuh von Eichenholz, ein Krummhorn acht Schuh, Ton von Zinn. Preis 900 fl., sechs Viertel Korn, ein Fuder Wein. Wie wir gesehen haben, wurde die Orgel erst 1755 von Silbermann in Strassburg ausgeführt, wenn die Ueberlieferung richtig ist. Dass man zu gleicher Zeit auf Erneuerung der kostbaren Altargeräthe bedacht war, bezeugt uns zwar kein erhaltener Vertrag, wohl aber geht es aus zwei im General-Landesarchiv in Karlsruhe aufbewahrten Entwürfen hervor. Sie stellen Monstranzen von jener üppigen Sonnenform dar, wie sie in der Barockzeit allgemein üblich waren. Es sind offenbar zwei zur Auswahl gestellte Entwürfe, auf deren einem wir den Namen des entwerfenden Künstlers: Johann David Saller, Goldschmidt zu Isny lesen. M. Rosenberg macht mich darauf aufmerksam, dass hier wohl ein Mitglied der damals in Augsburg thätigen Familie dieses Namens zu vermuthen sei, der seinen Wohnsitz nach der kleinen schwäbischen Reichsstadt Isny verlegt habe. Bei aller Gewandtheit der Handhabung der ornamentalen Formen ist das Figürliche, wie meistens bei unseren alten Werkleuten, recht ungeschickt behandelt. Der andere Entwurf, der keine Bezeichnung trägt, glänzt hauptsächlich durch die Pracht der Edelsteineinfassung, mit welchen die einzelnen Felder umschlossen sind.

Dass bei diesem umfassenden Neubau des Klosters und der Umgestaltung der Kirche vieles werthvolle Alte verloren ging, ist begreiflich. Am meisten zu beklagen ist die Zerstörung des alten Kreuzganges, der nach den erhaltenen spärlichen Bruch-



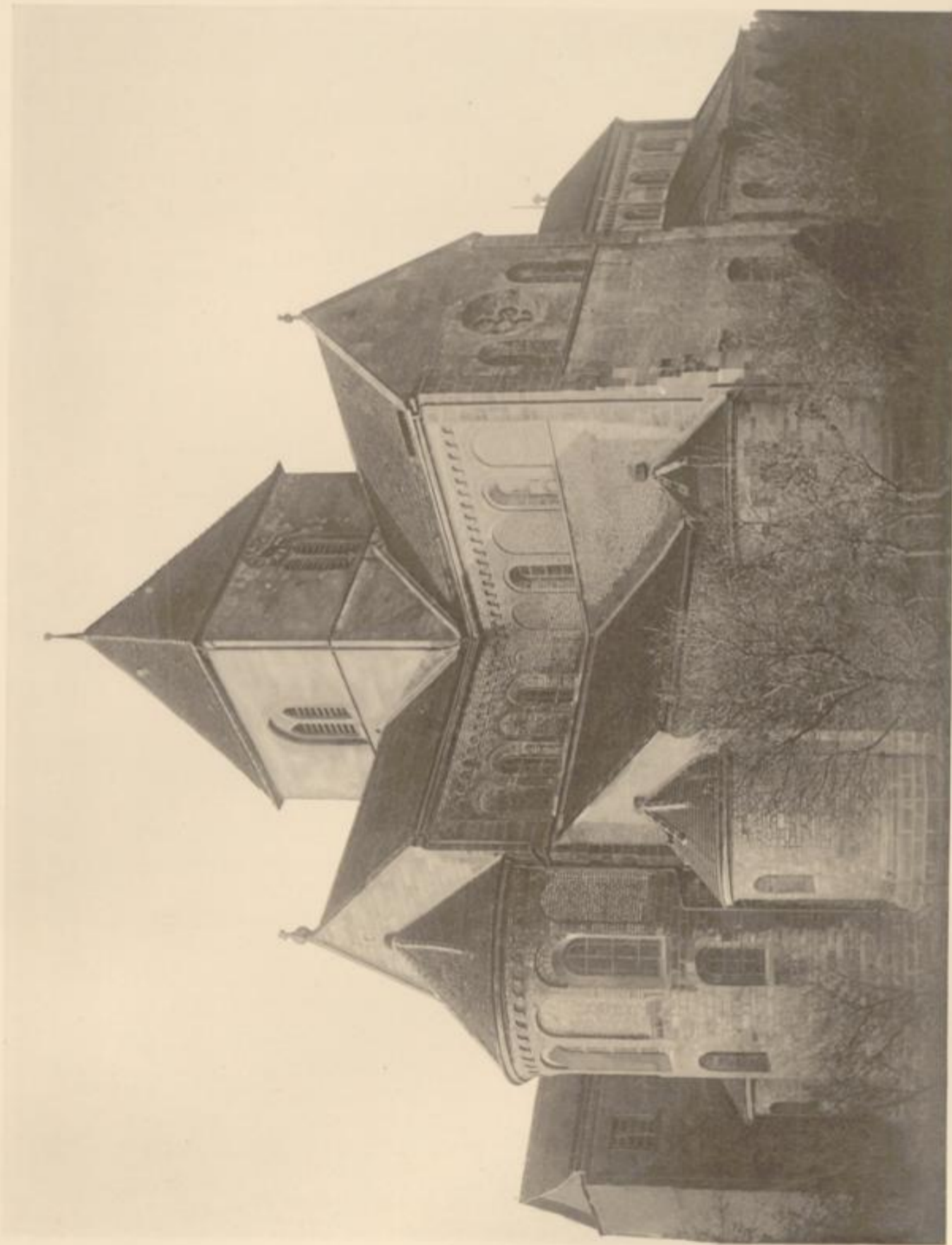
stücken zu urtheilen eines der edelsten und reichsten derartiger Denkmäler spätromanischer Zeit gewesen sein muss. Von den in der plastischen Sammlung der technischen Hochschule zu Karlsruhe aufbewahrten Resten, elf Doppelkapitäle und fünf einfache enthaltend, geben wir auf unserer Tafel einige Beispiele. Die Kapitäle haben durchweg die Kelchform der romanischen Blüthezeit und sind meistens mit den jener Periode eigenthümlichen tief gezahnten lanzettförmigen Blättern geschmückt; doch kommen auch die langgestielten Blattknäufe vor, welche bereits den Uebergang zur gothischen Epoche bezeichnen. Figürliches ist nur vereinzelt eingestreut. Auch einige Säulenfüsse mit entwickeltem Eckblatt sind vorhanden. Einige besonders reiche Stücke befinden sich in der Grossherzoglichen Sammlung vaterländischer Alterthümer zu Karlsruhe und sind in dem Katalog derselben, und zwar im ersten Heft, »Die monumentalen Alterthümer« von Dr. Wilhelm Fröhner (Karlsruhe 1860) gut beschrieben. Irrig ist nur, dass der Verfasser sie in das 11. Jahrhundert setzt (S. 47 ff. Nr. 93—99). Die Arbeit in feinkörnigem röthlichem Sandstein ist von besonderer Zartheit, die Meisselführung eine äusserst saubere. Neben dem schon beschriebenen Blattwerk kommen hier zahlreiche figürliche Darstellungen vor. Zum Theil sind es phantastische Wesen, Drachen in verschiedener Form und Bewegung, auch Masken, die in Laubwerk auslaufen, oder Thiere mit Vogelleib, langem Halse und weitgeöffnetem Rachen. Ueberaus interessant sind mehrere Szenen des wirklichen Lebens, wie sie auf einem Doppelkapital die Beschäftigungen der vier Jahreszeiten schildern. Man sieht im Frühling einen Arbeiter eifrig den Boden umgraben, wobei er mit dem linken Fuss kräftig auf das Scheit seines Spatens tritt. Der Sommer wird durch das Schneiden des Getreides bezeichnet. Dann folgt der Herbst mit Obsternte und Weinlese. Ein Mann, der seinen mit Aepfeln gefüllten Henkelkorb an einen Baum gehängt hat, biegt die reich beladenen Zweige herunter um die Früchte zu pflücken. Ein anderer ist an einem Rebstock mit Traubenschneiden beschäftigt. Ein Musikant bläst auf der Schalmel, wozu ein Pärchen sich im Tanze schwingt. Bemerkenswerth ist das feine Naturgefühl, mit welchem die Reben, der Apfelbaum, die Eiche mit ihren Blättern oder die Korngarbe dargestellt sind. Diese naturalistischen Motive, die sich mit dem stilisirten romanischen Laubwerk mischen, beweisen, dass diese Arbeiten einer vorgerückten Epoche des 13. Jahrhunderts angehören, wo die Gothik anfang auch bei uns ihr Formgesetz geltend zu machen.

Kehren wir zum Schluss noch einmal zur Kirche zurück, um ihre kunstgeschichtliche Stellung zu bezeichnen. Schwarzach steht offenbar kunstgeschichtlich zwischen den beiden Gruppen der schwäbischen und der elsässischen Bauschule. Die flach gedeckte Säulenbasilika ist ein schwäbisch-alemannisches Motiv, das sich noch jetzt in zahlreichen Beispielen erhalten hat. Die Anordnung der östlichen Theile, die Nebenchöre sammt Kreuzschiff deuten auf Hirsau, aber die vollständige Ausbildung des Schemas mit fünf Apsiden zeigt bei Schwarzach jene consequenteste Ausbildung dieser Form, wie wir sie in Süddeutschland nur noch in Ellwangen finden. An die Schule des Elsass



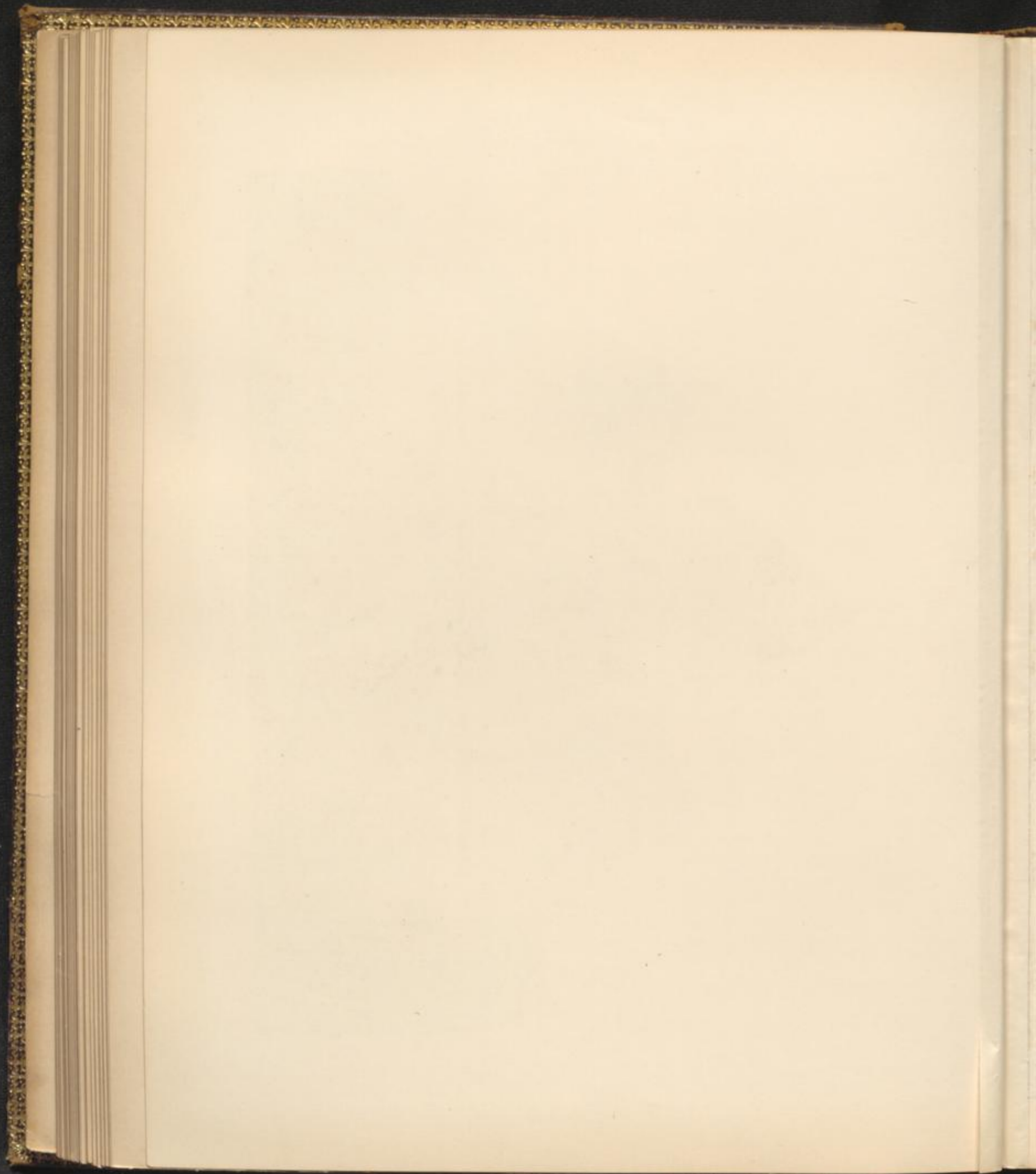
erinnert aber vor allem der Thurm auf der Vierung, der im Elsass fast überall zum Bauprogramm der bedeutenderen Kirchen gehörte. Allerdings ist derselbe in der Regel achteckig wie in Rosheim; aber auch der quadratische Thurm kommt bei St. Peter und Paul in Neuweiler vor. An Rosheim erinnert auch die thurmlose Anlage der Fassade, obwohl dort die Behandlung der Flächen, besonders ihre Gliederung durch Lisenen und Bogenfriese eine durchgebildete ist. Thurmlose Fassaden finden wir übrigens auch in Schwaben, z. B. an der Klosterkirche zu Alpirsbach und der Johanniskirche zu Gmünd. Im Uebrigen bleibt für Schwarzach noch eine Reihe durchaus selbständiger Motive, sowohl in der Gesamtgliederung, wie in der Einzelausbildung. Das sind alle jene Eigenheiten, welche im Mittelalter jedes Bauwerk trotz aller Verwandtschaften doch als ein Individuum erscheinen lassen, worauf dann der unerschöpfliche Reiz beruht, welcher allen Monumenten jener Zeit eigen ist.





Äussere Choransicht.



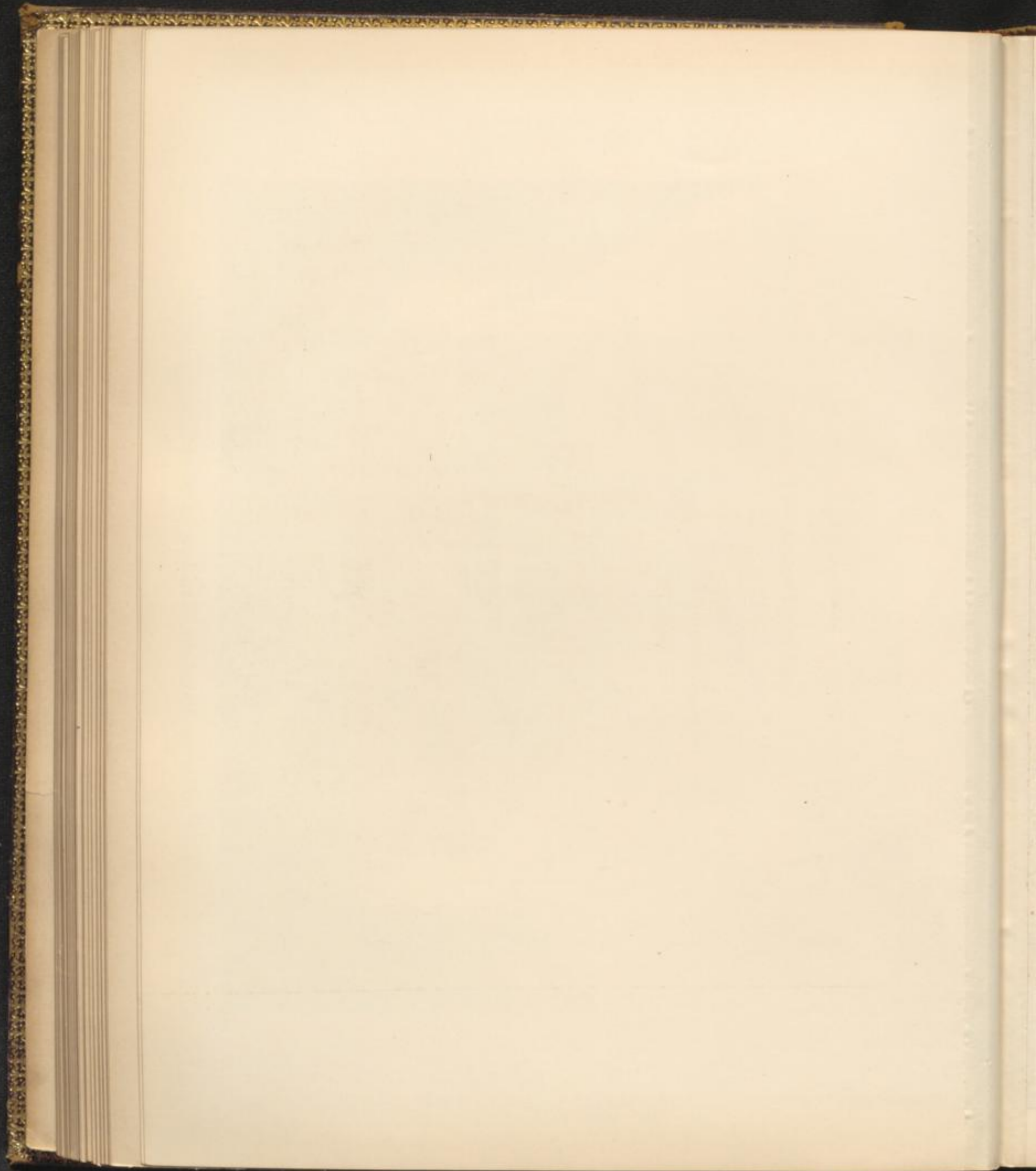




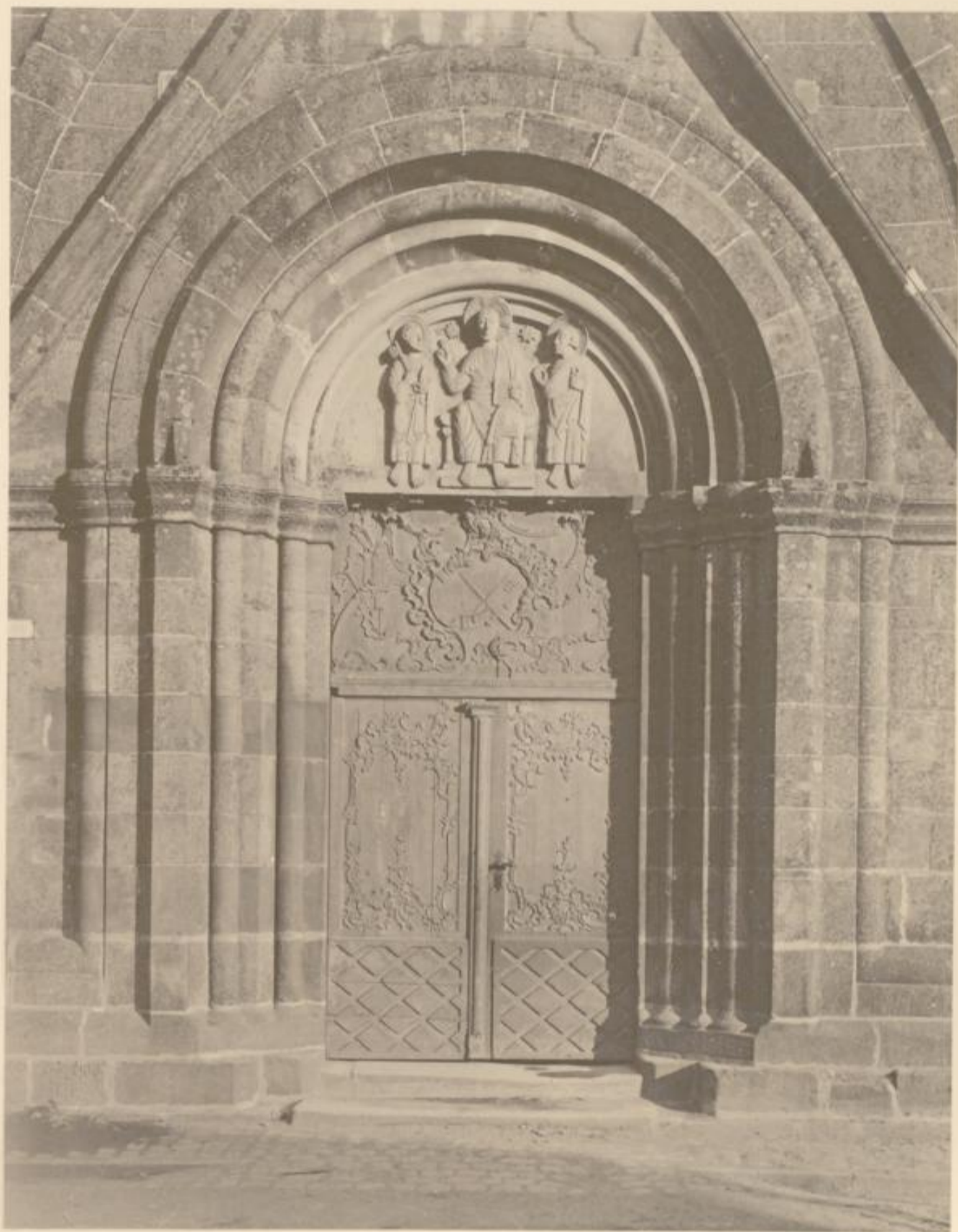


Vordere Ansicht der Abteikirche in Schwarzach.



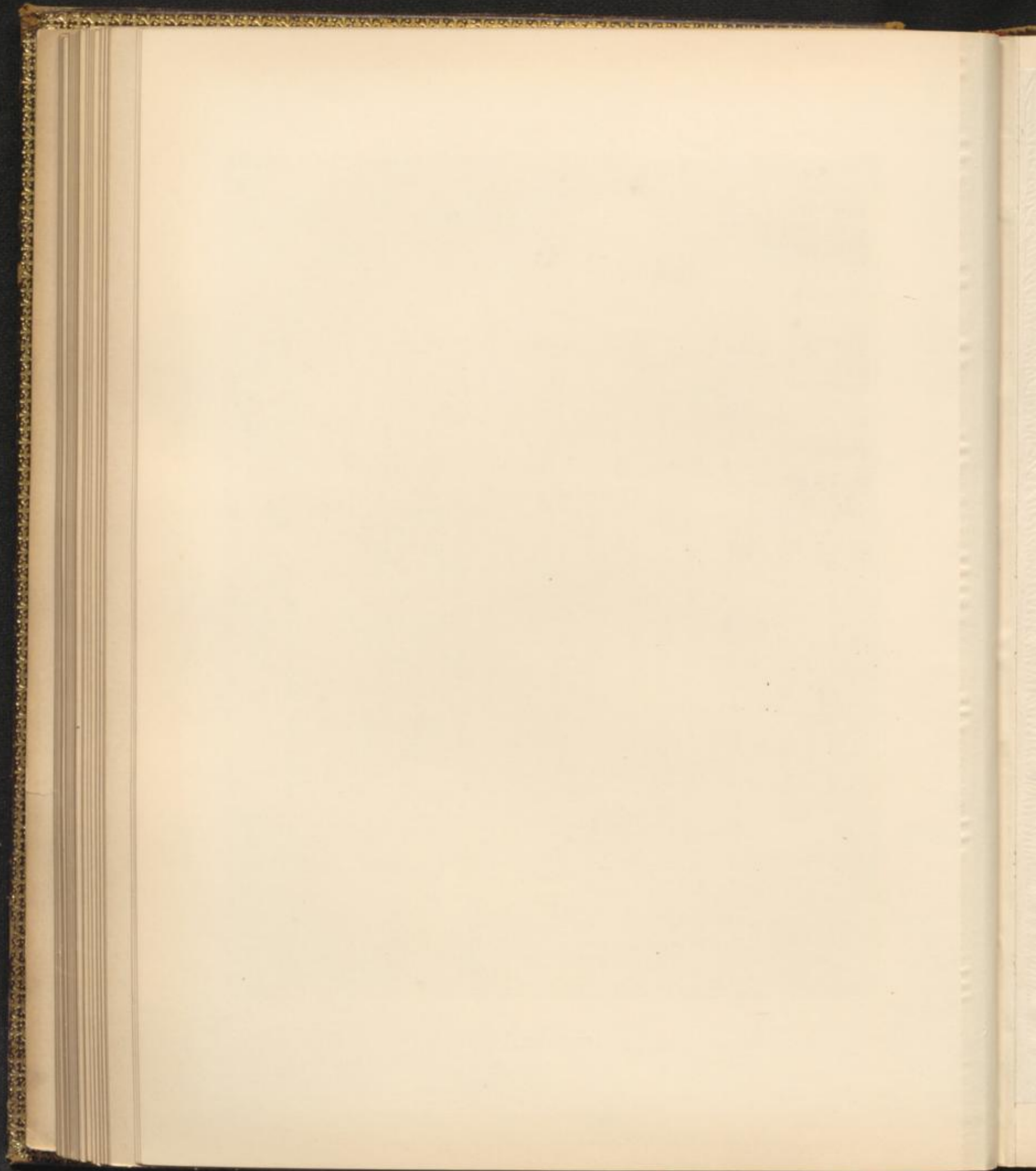






Haupt-Portal.



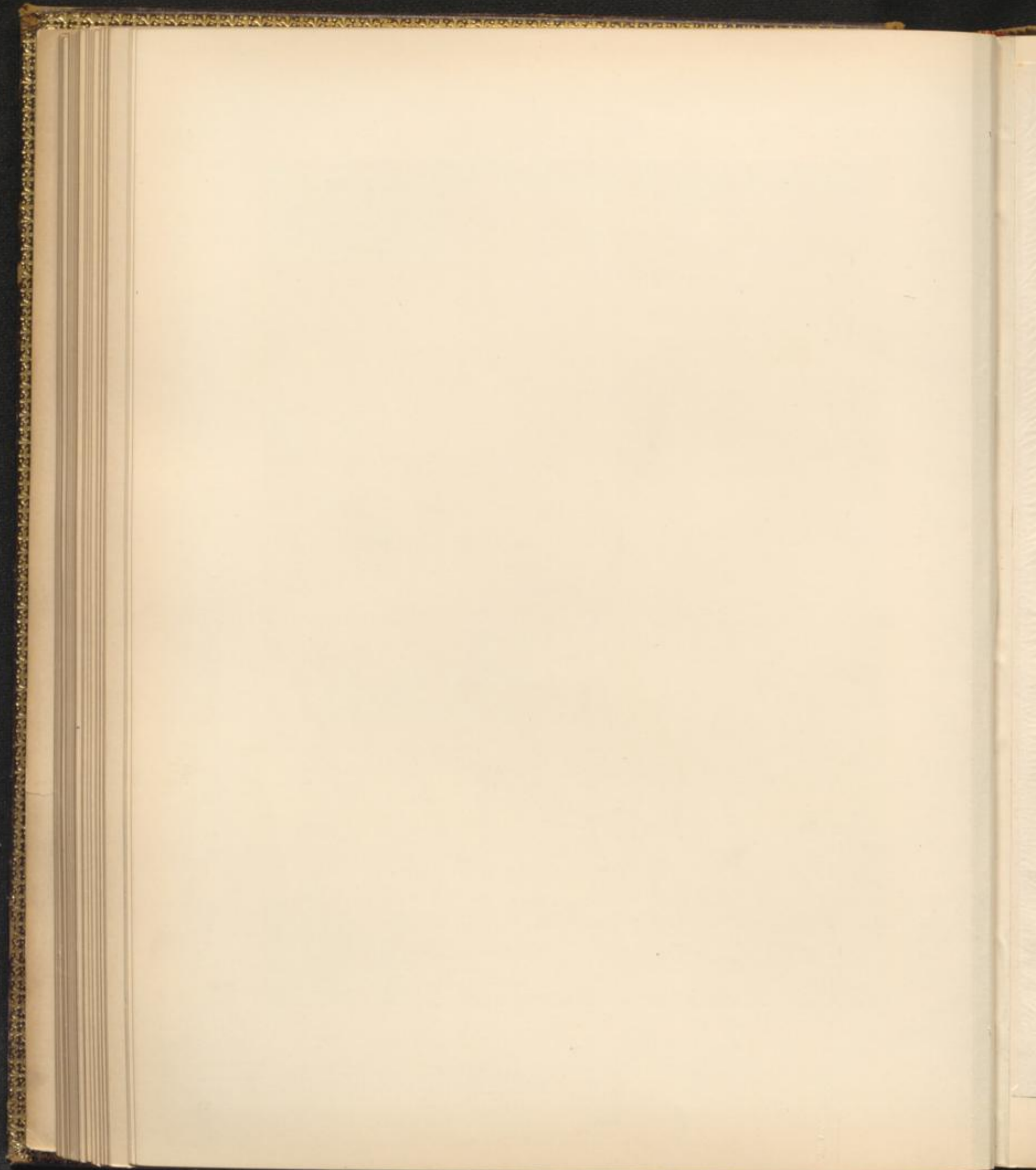




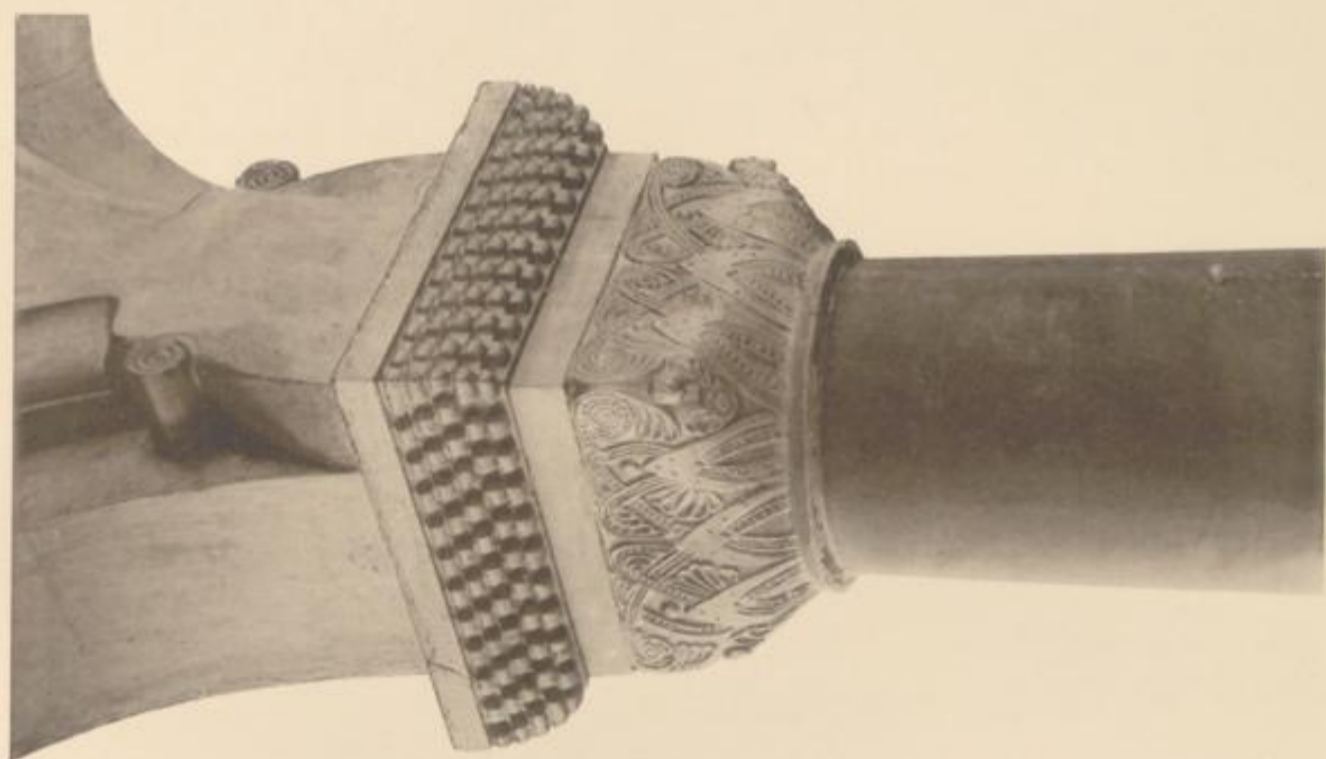


Ansicht nach dem Chor (Inneres).



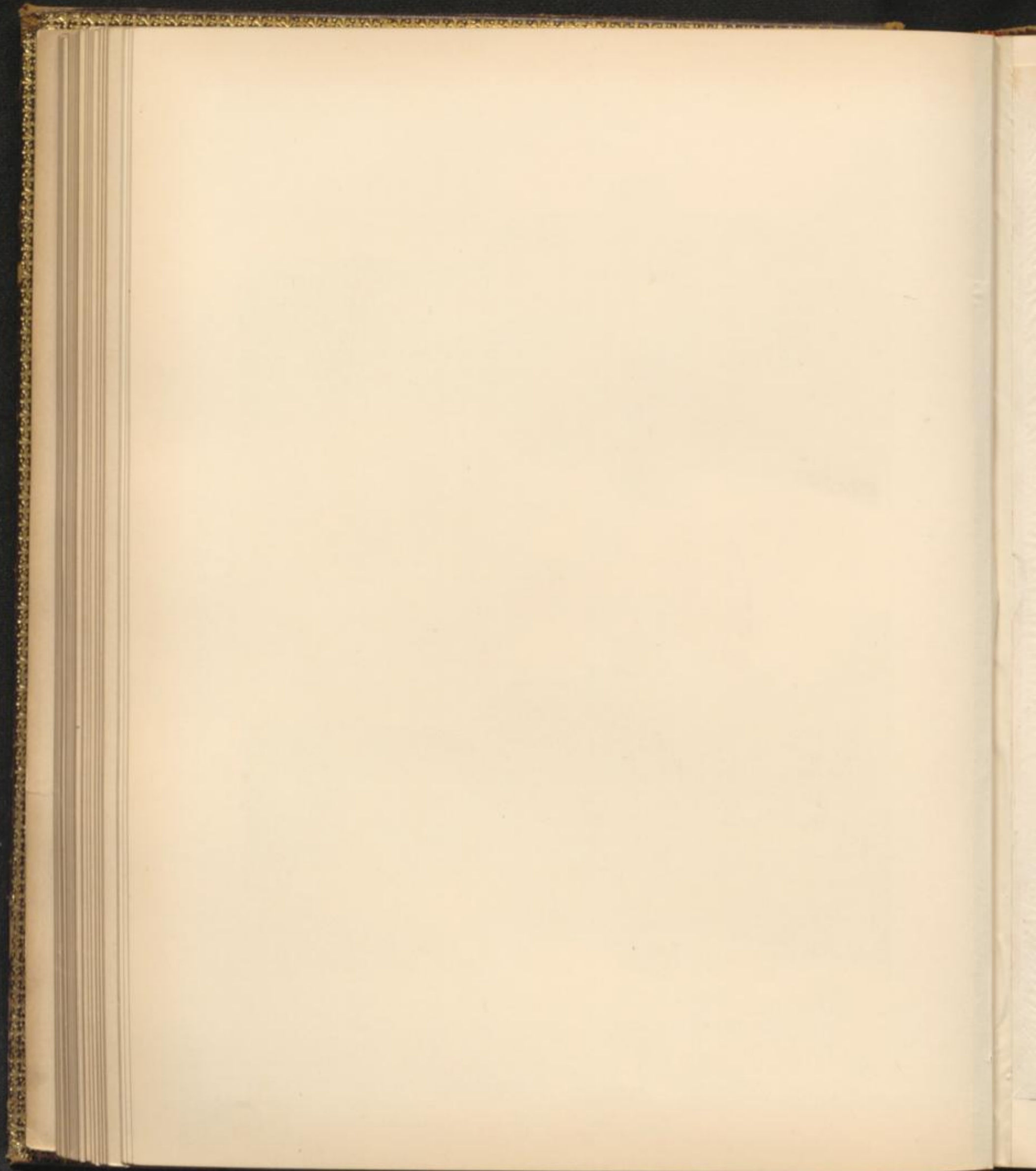






Säulenkapitale im Mittelschiff.









Kapitälle des alten Kreuzganges.



